



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Lichte erscheinen. Vazlav Brozik wurde im Jahre 1852 in dem böhmischen Dorfe Trumoschna bei Pilsen geboren. Nachdem er eine schwere Jugend bei harter Arbeit verlebte, gelang es ihm, sich bis zur Prager Kunstakademie durchzukämpfen. Im Atelier des Professors Lauffer machte er seine ersten praktischen Studien. 1873 kam er nach München zu Piloty, bei welchem er zwei Jahre blieb, um dann nach Paris überzusiedeln, wo er 1877 jenes große Bild aus der böhmischen Geschichte vollendete und im „Salon“ zur Ausstellung brachte. In der Composition ist es, trotz großer Mängel, schon wesentlich ruhiger und klarer als seine Erstlingsarbeit „Ottokars II. Abschied von den Seinen vor seinem letzten Auszuge in die Schlacht“, mit welcher er 1874 in München debütierte.

Zwei griechische Maler aus der Schule Pilotys, Nicolaus Gysis und Nicolaus Vytras, schöpfen zwar ebenfalls ihre Motive aus der Heimat, aber sie hüten sich wohlweislich, an der großen Vergangenheit zu rühern, auf welche stolz zu sein sie doch weit größere Ursache hätten als die Herren Czechen auf die ihrige. Sie halten sich an das nationale Leben der Gegenwart, dem sie manch fesselndes Sittenbild abzugewinnen wissen. Gysis' „Griechische Kinderverlobung“ ist ein gut componiertes Gemälde, kräftig und wahr in der Färbung und voll feinen, liebenswürdigen Humors. Bisweilen ruht auch ein schwermüthiger Hauch auf seinen Bildern, der sie nur noch interessanter macht. Wo es gilt, weiß er aber auch sein Colorit auf eine heitere Farbenscala zu stimmen, wie auf seinen Genrebildern aus dem bayerischen Volksleben. Unter den letzteren zeichnet sich namentlich das „Eintreffen einer Siegesnachricht in einem bayerischen Städtchen“ durch lebendige Schilderung des Vorgangs aus. Sein Landsmann Vytras hat sich besonders durch gut beobachtete, charakteristische Genrebilder aus dem Leben der griechischen Schiffer, Fischer und Seeräuber hervorgethan.

Berlin.

Adolf Rosenberg.

---

## Literatur.

Geschichte Baierns. Von S. Riezler. Zweiter Band, Gotha, Perthes, 1880.

Nicht als die geringste unter den Festgaben zum Wittelsbacher Jubiläum hat Riezler den zweiten Band seiner trefflichen Geschichte Baierns dargebracht. Derselbe begreift den Zeitraum von 1180 bis 1347, d. h. von der Belehnung des ersten Wittelsbachers mit dem Herzogthum bis zum Tode Kaiser Ludwigs des Baiern, den Zeitraum, wo unter dem zerbröckelnden Bau der nationalen Einheit die tief im deutschen Blute steckenden particularistischen Neigungen wieder die Ober-

hand gewinnen, nur daß jetzt nicht mehr die alten Volksstämme, sondern die fürstlichen Dynastien, die neuen Landesherren ihre Träger sind. Noch besaß Baiern nicht jenes Maß politischer Bedeutung, das ihm heute den Vorrang unter den deutschen Mittelstaaten sichert. Dennoch war hier durch den Bestand einer mächtigen Herzogsgewalt einer ähnlichen Zerspitterung, wie sie Franken, Schwaben und Sachsen erfuhren, vorgebeugt. Ihr verdankt es auch das Land, daß es von den Fehden des Adels unvergleichlich viel weniger zu leiden hatte als die in eine Unzahl kleiner Herrschaften zersplitterten Nachbargebiete. Dafür wurden ihm freilich von Zeit zu Zeit durch die Familienhändel seiner Fürsten um so tiefere Wunden geschlagen, seitdem die Wittelsbacher Brüder Ludwig und Heinrich mit der Theilung ihrer Länder im Jahre 1255 ein Beispiel von Verletzung des Reichsrechtes gegeben hatten, das nun auch in andern Fürstenhäusern fleißige Nachahmung fand.

Naturgemäß zerfällt dieser Zeitraum in zwei Abschnitte, in den staufischen bis zum Untergange des Kaiserhauses und den nachstauflischen. In jenem, der Dank dem wohl nicht ganz reinlichen Handel der Baiernherzöge mit ihrem nach Italien zur Schlachtbank ziehenden Neffen Konradin mit reichem Landerwerb für ihr Haus abschloß, treten zwei düstere Blutthaten hervor, die Ermordung König Philipps zu Bamberg durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, eine Unthat, zu deren Aufhellung auch Kiezler nichts beizutragen vermag, und die Hinrichtung von Philipps Enkelin Maria von Brabant, der als vermeintlicher Ehebrecherin der eigene Gemahl, Herzog Ludwig II. von Oberbaiern, Beleidigter und Richter in einer Person, im Jahre 1256 auf dem Mangolbsteine in Donauwörth das Haupt abschlagen ließ. Der zweite Abschnitt dagegen begreift die Nebenbuhlerschaft des Hauses Wittelsbach mit den neben ihm emporgestiegenen, es überflügelnden neuen Häusern Habsburg und Lützelburg, von denen jenes auf Grundlage der alten bairischen Marken im Osten nach Zertrümmerung des Reiches Ottokars von Böhmen eine überlegene Hausmacht aufrichtet, dieses nach dem Erlöschen der Přemisliden die böhmische Königskrone erwirbt. Die Ausschließung Baierns, des mächtigsten Herzogthums im Reiche, vom Erzmarshallamt und dem Kurcollegium zu Gunsten Böhmens durch Rudolf von Habsburg giebt diesem feindlichen Gegensatz den deutlichsten Ausdruck. Allein nach raschem Aufschwunge nöthigt die Niederlage Friedrichs von Oesterreich bei Mühlendorf Habsburg für lange Zeit auf die Führerrolle im Reiche zu verzichten und Ludwig dem Baier den Königsthron zu überlassen. Erwägt man, daß von da an Jahrzehnte lang, bis auf die blutigen Kämpfe gegen die Eidgenossen und die schwäbischen Städte, im Reiche keine große Schlacht mehr geschlagen wurde, so begreift man, wie der Mit- und Nachwelt die Erinnerung an diesen entscheidenden Tag sich so tief einprägen konnte. Kaum ein Ereigniß der bairischen Geschichte ist so volkstümlich, keines so von Sagen umspunnen worden. Während die Münchner Bäckerknechte ihren König in der Schlacht herausgehauen haben wollen, rühmen sich auf der andern Seite die Trautmannsdorfer der dreißig Rämpfer, die sie Friedrich gestellt und von denen nur drei den Unglückstag überlebt hätten. Wie die Stadt Landshut und die Familien Griefenbeck und Trainer auf bairischer, haben die Wurmbrand auf österreichischer Seite ihre an diese Schlacht anknüpfende Wappensage. Als Bezwiner Friedrichs wird von Spätern ein Ritter Ludwigs, Albrecht Rindsmaul, genannt, und da mehrere diese Ehre beanspruchten, soll Friedrich auf Albrechts Schild klopfend, der den Rindskopf mit Ring in der Nase zeigte, den Streit mit den Worten entschieden haben: „Diesem Ruhmaul hab' ich mich gelobt, das kommt ich heute weder mit Stechen noch mit Schlagen von mir bringen.“ Den anmuthigen Glorienschein freilich, mit dem die Sage Rindsmauls Schwager, den braven Siegfried Schwepfermann verklärt, hat die unbarmherzige Kritik schon längst

zerstört. Bei Gamelsdorf, im Jahre 1313, hat Siegfried für Ludwig gefochten und für den dort erlittenen Schaden von ihm die Burg Grunsberg erhalten, bei Mühlendorf ist er nicht gewesen.

Eine eigenthümliche Gestalt, dieser erste Wittelsbacher, der die Kaiserkrone getragen hat! Ein glücklicher Schlachttag verleiht dem fast erliegenden den sichern Besitz des Thrones, auf dem er den Habsburgern und den Litzelburgern doch immer nur als unberechtigter Eindringling erscheint, der höchsten Klugheit in seiner schwierigen Stellung bedürftig und doch häufig den Regungen des Gefühls als ihrer Stimme gehorchend; indem er sich von dem souveränen Volke von Rom die Kaiserwürde verleihen läßt, führt er gegen die hergebrachte kirchliche Ordnung einen so kühnen und herausfordernden Angriffsstoß wie ihn kein Salier oder Staufer in den Tagen ihrer größten Machtfülle gewagt hat, und doch zeigt er in kirchlichen Dingen so wenig Selbständigkeit und endet so kleinmüthig. „Jetzt Schreiber,“ ruft der Chronist Matthias von Neuenburg aus, als er auf die Zeiten Ludwigs kommt, „schärfe deinen Geist! Denn ein schweres Stück Arbeit harret deiner, willst du schildern den langen und langsamen Flug eines gewaltigen Adlers, der thöricht zugleich und klug, achtlos und sorgenvoll, träge und ungehämmt, niedergeschlagen wie heiter, kleinmüthig wie tapfer, bei allem Unglück doch glücklich, noch aufstieg, während ihm schon die Flügel versengt waren.“

Mit Recht räumt Kiezler der Schilderung Kaiser Ludwigs und seiner Kämpfe mit der Kurie einen breiteren Raum ein. Auch der der innern Zustände widmet er besondere Sorgfalt. Manches in diesen ist in den allgemeinen Verhältnissen begründet, anderes ist specifisch bairisch. Ein wenig erfreuliches Bild zeigen die kirchlichen Zustände; gerade in dieser Zeit hat die Kirche in Baiern ihre unwürdigsten Vertreter, in Regensburg jenen Albert, der Mörder für sich wirken läßt, in Salzburg den Philipp, der sein Vermögen unter den Wiener Schönen verjubelt hat und Turniere abhält trotz einem weltlichen Fürsten. Auffallend ist die starke Verbreitung der Waldenser in Baiern, die seit Mitte des 13. Jahrhunderts hier unter dem Namen Ligonisten erschienen; um 1260 fand die Inquisition in der Diöcese Passau österreichischen und bairischen Theils 421 Gemeinden, in denen sie Anhänger besaßen. Die bairischen Städte zerfallen in bischöfliche, von denen nur eine, Regensburg, sich zur Reichsfreiheit aufgeschwungen hat, und in herzogliche Landstädte; fast bei allen Städtegründungen der letztern Art läßt sich als mindestens mitwirkendes, theilweise bestimmendes Motiv der feindliche Gegensatz gegen einen benachbarten Bischof beobachten: München, die einzige, welche die Wittelsbacher schon von den Welfen übernahmen, sollte dem Freisinger, Landshut, Landau und Dingolfing sollten dem Regensburger, Friedberg, vielleicht auch Rain, dem Augsburgers trozen, und wenn Herzog Ludwig Landshut vor München als Residenz bevorzugte, so hatte das auch weniger seinen Grund in der fruchtbaren Umgebung als in dem Umstande, daß er dort nicht wie in München durch die Rechte des Bischofs beengt war; doch wurde auch dieses in Folge der Theilung Residenz, und da die Münchner Fürsten die Landshuter sowohl als die Ingolstädter überlebten, so wurde es 1504 Hauptstadt des ganzen Landes. Was die Verwaltung und Polizei betrifft, so läßt die Gesetzgebung, ziemlich die einzige hierfür zu Gebote stehende Quelle, erkennen, daß beide, obgleich noch keineswegs zum System entwickelt, doch vielfach ins Einzelne gehen und in Gestalt staatlicher Bevormundung selbst Uebergriffe auf das privatrechtliche Gebiet machen. Bei Strafe der Friedlosigkeit ist es z. B. verboten, in den Städten Nachts ohne Licht oder bewaffnet auszugehen, ein anderer Erlaß gebietet allen Bauern und Bauersöhnen, die Haare bis an die Ohren gestutzt zu haben; das Landshuter Stadtrecht untersagt nicht nur falsche Würfel, sondern auch gewisse

Glücksspiele, darunter das noch heute übliche Kartenspiel „Häufeln“. Am fremdartigsten muthet uns das mit Rücksicht auf Getreidemangel 1293 von den Herzogen erlassene Verbot an, daß ein Jahr lang niemand mit Ausnahme der Regensburgur Brauer in ihren Landen brauen dürfe, das ähnlich noch mehrmals wiederholt wurde. Wer Antithesen liebt, könnte hervorheben, daß Baiern, wenn seine Biere damals noch wenig geachtet waren, dafür in Wolfram von Eschenbach, der einem nach dem Städtchen Eschenbach zwischen Ansbach und Gunzenhausen benannten Geschlechte entstammt, der deutschen Nation den größten Epiker des Mittelalters gegeben hat, und daß umgekehrt das Baiern der Gegenwart noch immer die Bierhegemonie behauptet, zu einem ähnlichen Ehrenplage in der Literatur aber sich auch nicht annähernd wieder aufgeschwungen hat.

Möge es dem Verfasser vergönnt sein, Publikum und Wissenschaft recht bald mit der Fortsetzung seiner Arbeit zu erfreuen.

Im ostindischen Dienste. Lebensbeschreibung des englischen Obersten Meadows Taylor. Nach dessen eigenen Aufzeichnungen deutsch bearbeitet von Kunhardt von Schmidt, *Mittmeister à la suite des Rheinischen Kürassier-Regiments Nr. 8.*

Mit einer Kartenskizze von Indien. Berlin, Mittler und Sohn, 1880.

Der im Jahre 1876 verstorbene Oberst Meadows Taylor, dessen Autobiographie, versehen mit einem kurzen Schlußworte seiner Tochter Alice, mit der vorliegenden Publikation in deutscher Bearbeitung erscheint, war ein Mann von entschiedener Befähigung und seltener Thatkraft. Aus einer angesehenen Familie stammend, wurde er nach einer echt englischen harten Erziehung zum Kaufmann bestimmt und ging, nach unsern Anschauungen noch ein Kind, im Jahre 1825 nach Indien. Hier gelang es ihm zwar nicht die gewünschte Stellung in einem kaufmännischen Geschäfte zu erhalten, aber es wurde ihm durch die Vermittelung eines einflußreichen Verwandten ermöglicht, in die Armee des Nizam, eines der englischen Vasallen einzutreten. Als Offizier zeigte er im Dienste unleugbares Geschick, und im Kampfe gegen Rebellen bewies er bei wiederholten Gelegenheiten seinen Muth und seine Umsicht in so hohem Grade, daß er bald zum Compagnieführer avancierte. Doch war es ihm nicht bestimmt, auf diesem Gebiete sich Lorbeern zu erringen. Der britische Resident in Haiderabad, der Taylors eminente Befähigung zur Organisation und sein Sprachtalent erkannt hatte, gebrauchte ihn zu den verschiedenartigsten Missionen. So finden wir ihn in Schorapoor, einem dem Nizam tributpflichtigen, an innern und äußern Wirren krankenden Staate. Furchtlos tritt er, ein Jüngling, zwischen die Parteien, weiß die Rani Ischwarama, die nach dem Tode ihres Mannes die Herrschaft an sich gerissen hatte, zum Gehorsam zurückzuführen und ihren Sohn, den jungen Rajah, für sich zu gewinnen. Oft am Leben bedroht und im Kampfe mit intriganten Gegnern, bringt er in den zehn Jahren seiner Verwaltung den Staat zu hoher Blüthe. Später verwaltet er nach einander die vom Nizam an die ostindische Compagnie abgetretenen Bezirke Mulbroog und Berar und wird zuletzt, als der Rajah von Schorapoor sich an dem großen Aufstande gegen die Engländer betheiligt hatte, wieder dorthin zurückberufen, wo er von der dankbaren Bevölkerung jubelnd aufgenommen wurde.

In jeder Stellung entwickelte Taylor, dessen Schulbildung eine kaum genügende war, eine ungeheure Vielseitigkeit. Eine strenger, aber gerechter Richter und ein milder Regent, gewann er das Volk für sich, dem er durch seine Sprachkenntnisse — er beherrschte das Hindostanische, Maharattische und Persische wie seine Muttersprache — näher als frühere englische Beamten trat. Er schafft allenthalben Ordnung, läßt alle Ländereien vermessen, den Besitzstand regeln und ein neues weniger

drückendes Steuersystem einführen. Die Bevölkerung wird zum Anbau des uncul- tivierten Landes ermuntert, der herrschenden Dürre wird durch Anlegung von großen Wasserreservoirs begegnet, der Verkehr durch den Bau von Straßen gefördert. Unglaubliches leistet Taylor als Ingenieur und Bauführer, wenn man bedenkt, daß er die für diesen Beruf notwendigen Kenntnisse sich erst erwerben muß. Und wohin er kam, waren die öffentlichen Kassen leer, der Steuerdruck unerträglich, die öffentliche Sicherheit gefährdet und nichts für den Anbau gethan; schied er, so waren Wohlstand und Zufriedenheit heimisch.

Erstaunlich ist dabei die Arbeitskraft, die Taylor entwickelt. Neben seinen anstrengenden Regierungsgeschäften hat er noch Zeit, die Stelle eines Timescorrespondenten zu übernehmen, Novellen und Romane culturgeschichtlichen Inhalts, die auf dem Boden Indiens spielen, zu schreiben oder vorzubereiten und mit der Geschichte und den Alterthümern des Volkes, unter dem er lebt, sich zu beschäftigen. Bei seinen vielfachen Reisen, die er in seinem Amte unternehmen mußte, findet er immer noch Zeit zu Jagden oder zu Ausflügen nach denkwürdigen Orten. Seine Liebe zur Natur und zur Kunst treibt ihn auch noch zum Zeichnen und Malen. Und dieser Mann, der gelegentlich wohl auch als Dichter und nach seiner Rückkehr nach England als Geschichtsschreiber und Redner auftritt, war nicht einmal gesund und in seinem häuslichen Leben sorgenlos. Oft wirft ihn das Fieber aufs Krankenlager, und mancher herbe Verlust machte ihn in Indien zum alleinlebenden Manne.

Niemand wird Taylors Biographie ohne Interesse lesen. Enthält sie doch, da der Verfasser in allen Sätteln gerecht war, eine Fülle von Schilderungen und Urtheilen über Indien und seine Bewohner, ganz abgesehen davon, daß der Verfasser selbst, „ein Vorbild treuester Pflichterfüllung, ein Mann in des Wortes bester Bedeutung und ein demüthiger Christ“, unsere vollste Sympathie sich beim Lesen des Buchs erwirbt und wir mit warmer Theilnahme seinen Lebensschicksalen, die er mit männlicher Geradheit und Schlichtheit erzählt, bis zu seinem Ende folgen.

Die Bearbeitung ist im Ganzen lesbar. Constructionen wie „das Sortieren von Leinwandproben, worin ich durch meinen feinen Tastsinn bald Sachverständiger wurde und zuweilen zu meinen Prinzipalen in das Sprechzimmer gerufen ward“, ferner „sie haten mich den noch im Gefängniß schmachtenden Beydur frei zu geben, was sie als eine große Gnade zu schätzen wissen und mir in allen Stücken unbedingt gehorchen würden“ und ähnliche Unebenheiten sind freilich nicht selten. Bei den indischen Ortsnamen bedient sich der Uebersetzer der englischen Schreibweise, obgleich wir in Deutschland an diese weniger gewöhnt sind. Zuweilen gebraucht er sie aber auch bei andern Eigennamen; so wird aus dem bekannten Missionar Franz Xaver (o. Kavier) ein St. Francis Kavier. Inconsequent erscheint es, daß neben Saturday Review und Morning Post u. s. w. Vierteljahrs-Rundschau und nicht der englische Titel für die bekannte Zeitschrift geschrieben ist. Doch das sind Kleinigkeiten. Alles in Allem, kann die Uebersetzung mit gutem Gewissen empfohlen werden; es ist ihr, gleich dem englischen Original, die weiteste Verbreitung zu wünschen.

#### Berichtigung.

In unserm letzten „Politischen Briefe“ über die Dombaubeier in Köln ist ein störender Satzfehler übersehen worden. S. 158 soll es heißen: „eine reine Ausöhnung mit dem Andenken Friedrich Wilhelms IV.“ anstatt „eine kleine Ausöhnung“.  
D. Red.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.